

Vorsitzende: Dr. Konstantin Rößler
Gideon Horowitz
Margarete Leibig
Wissenschaftliche Leitung: Prof. Dr. Brigitte Dorst
Pfarrer Wolfgang Teichert
Geschäftsführerin: Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von: Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter – Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha – Pfarrer Rudolf Daur

67. Jahrgang

Januar 2017

Liebe Freundinnen und Freunde,
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

zum Jahresbeginn wünschen Ihnen Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt ein freundliches und friedliches Jahr 2017!

Wie gewohnt, erhalten Sie auch in diesem Jahr wieder zu unserer letzten Tagung

Seele und Geld – Chancen und Risiken einer vielstimmigen Identität

einen prägnanten und umfassenden Überblick zu den Vorträgen. Herrn Teichert, der diese Zusammenfassungen schon seit vielen Jahren erstellt, möchte ich an dieser Stelle für seine schriftliche Ausarbeitung ganz herzlich danken.

Neu ist dagegen, dass wir als Vorstand aus dem Wunsch heraus, in einen engeren Austausch mit Ihnen zu treten, einen Newsletter verfasst haben, der viele weitere Informationen zur letzten Tagung und einen Ausblick auf die kommende enthält.

Die Themen „Seele“ und „Geld“ zu verknüpfen, war eine mutige Entscheidung, die sicher vielen ungewohnt erschien. Umso eindrücklicher die vielen bereichernden Impulse, die aufzeigten, in welchem unterschiedlichen religiösen, erotischen und perversen Aspekten sich das Spannungsfeld zwischen Seele und Geld entlädt und wie sich ein wichtiger Teil unserer Identität mit all seinen hellen und dunklen Seiten darin abbildet.

Für die diesjährige Tagung vom 29.10. – 2.11.2017 haben wir für Sie das Thema

Böse und Gut – Vom Umgang mit Urkräften

ausgewählt und hoffen, damit Ihr Interesse zu wecken.

Für Ihre zahlreichen und kreativen Anregungen zum Tagungsthema danken wir sehr herzlich und freuen uns auf ein Wiedersehen in Lindau im Herbst.

Herzlich – Ihr Konstantin Rößler

Lindau 2016

Seele und Geld – Chancen und Risiken einer vielstimmigen Identität

Ein ungewöhnliches, auch umstrittenes Thema brachte die Herbsttagung der Gesellschaft 2016, und es schien, als würden die Risiken und der „Preis des Geldes“ in seinen Wirkungen auch auf Medizin, Psychotherapie und Seelsorge überwiegen. Aber der Verlauf des Kongresses, der von über 500 Besuchern fünf Tage lang besucht worden ist, hat dann doch gezeigt, wie eine Haltung zum Thema deutlich wurde, die dem interdisziplinären Anspruch gerecht geworden ist und neben aller Ambivalenz, die Kostbarkeit aber auch Zerstörungskraft von Geld für die Seele in voller Bandbreite zur Geltung bringen konnte von ihrer Verrücktheit bis hin sogar zu ihrer Schönheit. Bereits zu Beginn bezog sich der scheidende Präsident **Prof. Dr. Peer Abilgaard** auf den bekannten Midasmythos. Den Analytiker Ernest Bornemann zitierend und dessen „Midas-komplex“, – so betonte er – habe die Verdrängung des Gebrauchswerts durch den Tauschwert nicht nur den Nutzen der Wesen und Dinge negiert, sondern drohe bereits, den Besitzer (Midas) zu negieren: er stirbt am Geld, er verhungert, verdurstet, erfriert am Geld. In diesem Sinne zerstöre der (Anal) charakter sich selbst, denn auch er ist das Produkt der gleichen Verdrängung. Midas also könnte ein Spiegelbild sein, so Abilgaard, für unsere heutigen ökonomischen Verhältnisse. Die nämlich hätten die Tendenz, täglich und scheinbar alternativlos alle greifbaren Werte in ungreifbare, austauschbare Kategorien wie Ware, Geld, Preis und Lohn zu verwandeln. Abilgaard äußerte die Sorge, dass durch das Gesundheitsstrukturgesetz der Bundesregierung die Krankenhäuser aus der Daseinsvorsorge entlassen worden sind, Therapeuten und Ärzte nur an der ökonomischen Wertigkeit ihres Tuns gemessen und „nicht selten selbst Opfer der Sinnentleerung durchökonomisierter beruflicher Bezüge“ geworden seien; eine Tendenz, die dann später im Vortrag von Jürgen Hardt noch einmal zum Tragen kommen sollte.

Die Tagung begann mit dem Ethnopschoanalytiker **Prof. Dr. Klaus Ottomeyer** zum Thema **Seele und Geld**. Anschaulich konnte er mit Hilfe einer Zeichnung seine Grundthese deutlich machen, wie sehr unser nach Identität verlangendes Ich, jener „Sense of Coherence“ heute zwischen den großen Teilsystemen von Beruf, Familie und Markt überfordert und überformt sei, weil im Neoliberalismus jedes einzelne System völlig verschiedene Identitäten einfordere. Dabei war doch das Kohärenzgefühl die Fähigkeit, dass man die Zusammenhänge des Lebens versteht, dass man das Leben gut handhaben könne und dass es einen Sinn hat. Als Beispiel nannte Ottomeyer leicht nostalgisch und idyllisch einen Bauern, der mit seinem Sohn und einem Pferd den Acker pflügt, während die Bauersfrau Essen an den vollbesetzten Tisch bringt. Das sei Beispiel

für eine tendenzielle Einheit von Produktion, Distribution und Konsum. Was hier produziert wird, wird hier auch konsumiert. Nur geringe Teile davon gingen auf den Markt in der Stadt. Aber der heutige Markt spalte die Menschheit auf in den „Homo Öconomicus“, den ausschließlich wirtschaftlich denkenden Menschen, den „Homo Faber“, den arbeitenden Menschen, und den „Homo Amans“, den liebenden Menschen, der aber auch Konsumartikel liebt.

Dazwischen seien wir, die Leute, die umgeben sind von schnellen Autos und Smartphones. Wir seien, so die Grundthese des Vortragenden, „mit unserer Ich-Identität und unserem Selbstwert“ völlig überfordert. Außerdem gäbe es diejenigen, die es nicht in diese Hamsterräder schaffen, Arbeitslose und Flüchtlinge, die sich überzählig fühlen.

Dies Szenario beschreibt Ottomeyer als sehr gefährlich, denn Populisten wie die FPÖ oder Donald Trump nutzten das schonungslos für ihre Angsttheorien aus. Gerade mit den „Freiheitlichen“ in Österreich kennt sich der Referent aus. Ottomeyer wirkt in Kärnten. Er hat unter anderem zu Jörg Haider Bücher geschrieben. Im Neoliberalismus seien Erniedrigungen und Schadenfreude à la Dschungelcamp gesellschaftsfähig geworden. Wie absurd sei Werbung einerseits für kalorienreiche Süßigkeiten als probates Mittel für die Harmonie in der Familie, um dann im nächsten Spot mit Schlankheitsjoghurt die Bedeutung von Schlank- und Fitsein herauszuheben. Zur Problematik der „Ich-AG“ weiß der Referent: „Ich als Marke wie Coca Cola, Mercedes und andere Marken ist selbstzerstörerisch“. Der Sozialdarwinismus, die ständigen Verdächtigungen von Mitarbeitern in allen Bereichen, die Dokumentationspflicht im Gesundheitswesen sind ebenso Thema, wie die Auswirkungen, die die stets verfügbare Pornografie im Internet, die unter anderem zu sexuellen Minderwertigkeitsgefühlen wegen verklärender Vergleiche von Körpern und Körperteilen führt. „Was sollen wir da nun als Therapeuten sagen, die wir auch nicht wie Brad Pitt aussehen?“ fragt er in die Runde. Ottomeyer gab keine Antwort auf diese Frage, aber indem er dem psychischen Gesundheitsbegriff von Freud mit seiner Liebes- und Arbeitsfähigkeit erweiterte um die Fähigkeit zu kämpfen, ließ er eine Richtung ahnen: „Wer nicht kämpft, hat schon verloren“. Also seien arbeiten, lieben, kämpfen die drei Grundfähigkeiten des Menschen, die ungefähr jenen drei ökonomischen Sphären entsprechen würden. Sie eben müssten kultiviert werden als unverzichtbare Werte menschlicher Grundbefindlichkeit. So bedeute der Wert der Arbeit, dass auch „Spaß und Spiel“ dazu gehörten. Oder der Wert der Liebe solle in ihrem Freiheitserleben gesucht werden und der Wert des Kampfes eben darin zu finden sein, dass ein fairer Wettbewerb um Marktanteile oder politische Macht geregelt möglich ist. Immer gehe es darum, „in der Dialektik von Widerstand und Anpassung“ seine Würde zu erhalten.

Gidon Horowitz, neugewähltes Vorstandsmitglied der IGT, und die Musikerin **Katharina Mütter** ließen den ersten Tag erholsam ausklingen. Ihr Thema: „**Wenn ich einmal reich wär’...**“. Die Lindauer Zeitung titelte am nächsten Tag „Und

die Würmer waren wieder zufrieden“, eine Anspielung auf ein von Horowitz erzähltes Märchen zu der Frage, warum diese ganzen Scherereien um Geld und Reichtum. Nämlich als die Menschen erfahren hatten, dass sie sterben müssen, hatten sie einfach aufgehört zu essen und sind spindeldürr gestorben. Die Würmer in der Erde mussten deswegen Hunger leiden. Erst ihre Beschwerde im Himmel brachte wieder Ordnung in die Dinge: Das Geld wurde erfunden und die Menschen hatten keine Zeit mehr, sich mit dem Tod zu beschäftigen, sie wurden fett und die Würmer hatten wieder ihre Mahlzeit. Dies und andere Märchen von Frankreich bis China, bereichert um eine äußerst vitale jiddische Musik mit der „Quetsche“ machte deutlich, dass in der Anderswelt der Märchen, die Antworten nach Geld und Gut narrativ und darum nachdenklich ebenso vielfältig sind, wie reale Geldgeschichten.

Prof. Dr. Christina von Braun, freie Autorin und Professorin an der Humboldtuniversität Berlin, eröffnete am Montag zum Thema „**Geld und Geschlecht**“. Ein Durchgang in Abgründe von Gabe und Gegengabe, von Schuld, Schulden und Wiedergutmachen. Bezahlung sei eben nichts anderes als „vergelten“. Das Geld, so ihre These, hat seit seiner Entstehung einen immer höheren Abstraktionsgrad erreicht: Von der Münze über Schuldverschreibungen, Papiergeld bis hin zu elektronischem Geld; alles basierend auf Hoffnung, Glauben, Versprechen. Das sei der Gelddeckung eingegeben. Der Wert des Geldes beruhe auf Opfer, Menschenopfer freilich kulturgeschichtlich erst dann, wenn man in die Natur eingreift. Schuld gegenüber der Schöpfung. Bei den Jägern und Sammlern hingegen seien Schöpfungsgeschichten niemals Opferszenarien, was auf ein Verhältnis der Gegenseitigkeit von Mensch und Natur hindeute. Erst bei den Hirten und Ackerbauern fänden wir das Opfer, weil es mit der Produktion aus der pflanzlichen und tierischen Welt eben zu einer fundamentalen Trennung von Natur und Kultur gekommen sei. Aber entgegen landläufiger Meinung, Geld brauche keine Deckung mehr, vertritt von Braun, dass das Geld immer einer Deckung bedarf, und wenn es zuletzt der menschliche Körper ist, der erhalten muss in Söldnerwesen, Prostitution, Organhandel oder Reproduktionsmedizin. Dass christlicher Glauben, beruhend auf dem lateinischen und griechischen Alphabet mit seinen Vokalen in diese Geschichte mehr verwickelt ist, als er seinem Selbstverständnis nach annimmt, arbeitet sie spannend heraus. Wirtschaftstheoretiker und Theologen würden dennoch dazu neigen, zwischen Religion und Geld strikt zu trennen. Dabei habe gerade der Finanzmarkt schwerlich Anspruch auf Rationalität und Berechenbarkeit. Er lebe von Glaube, Hoffnung und Vertrauen. Deswegen sei es kein Zufall, dass der Kapitalismus ausgerechnet im christlichen Kulturraum so stark entwickelt sei. Je abstrakter dies Geld werde, desto größer werde seine Macht über das Wirtschaftsleben. Geldzeichen würden mit immer mehr Nullen versehen, verweisen aber nicht mehr auf materielle Hintergründe wie Boden, Produktionskraft oder menschliche Arbeitskraft. Sie würden zu „Zeichen des Nichts“ changieren, wie jede Ban-

kenkrise deutlich vorführe: Vermögen gehen verloren, Staatskassen würden geplündert: „Wenn man die Geschichte des Geldes studiert“, schloss von Braun mit einem Zitat von Friedrich August von Hayek, „kann man nicht umhin, sich darüber zu wundern, dass die Menschen den Regierungen so lange Zeit eine Macht anvertraut haben, die sie über 2000 Jahre hinweg in der Regel dazu gebrauchten, sie auszunützen und zu betrügen.“

Jürgen Hardt: „Pecunia olet – wenn alles Leben nur am Gelde hängt...“ Abweichend vom angekündigten Thema, wandelte Jürgen Hardt sein Thema um zur Frage: Wie kommen wir aus verhängnisvollen Geldkreisläufen heraus? Er landete am Schluss bei einer kleinen Gruppe, die einen Lösungsweg versucht. Aber zuvor stellte der Referent seine Überlegungen zu Geld in den allgemeinen Kontext der Kultur. Er begann mit drei Thesen:

1. Das Geld scheint ein Mysterium zu sein. Das sei aber nicht seinem Herkommen anzulasten. Es sei das Ergebnis „einer tendenziösen Mystifikation“
2. Das Geld hat einen lebenspraktischen Sinn als kulturelles Gut und es habe eine „Begrenzung im natürlichen Reichtum“
3. Erst im Überfluss der schon von Aristoteles geächteten und als gemeingefährlich erkannten Pleonexie (von griechisch *pleon* (*mehr*) und *echein* (*haben*), also Mehrhaben und Mehrhabenwollen) löst sich das Geld von seinem lebenspraktischen Sinn und wende sich „gegen das kultiviert solidarische Leben.“ Die sinnlose Vermehrung löse das Geld aus der begrenzenden Lebenspraxis.

Geld habe jedoch – mit Freud – eine Solidaritätsverpflichtung, Seele zu schützen und Triebimpulse kulturell zu überformen. Man brauche keine magische Überhöhung und Mystifikation des Geldes. Denn Kultur entstehe aus solidarischer Arbeit gegen äußere und innere Bedrohung. Wenn also Ökonomie dem Leben dient, ist sie im Gegenteil ein wesentlicher Bestandteil allen verantwortlichen therapeutischen Handelns, besonders in einem Solidarsystem. So sei der Widerstreit zwischen Ökonomismus und einer lebensdienlichen Moral ein Bereich der allgemeinen Ethik. Vergessen hätten das seine an Lacan orientierten Analytikerkollegen (er bezog kritisch sich besonders auf Jean Joseph Clam, Philosoph, Soziologe und Psychologe, und dessen „interpleonektisches“ Geldverständnis), die nur vom Geld dort reden, wo es im Überfluss vorhanden sei. Sie missachteten die kulturpsychologischen Überlegungen von Freud. Bei ihnen rangiere „charity“ vor „solidarity“. Aber Kultur entstehe eben aus solidarsicher Arbeit, während das Überflussgeld seine solidarische Funktion verloren habe. Es müsse daher seine „Substanz“ wieder erlangen. Er schloss: „Wir müssen unser Geld wieder selbst in die eigenen Hände nehmen und von denen verantwortlichen Umgang einfordern,

denen wir es anvertraut haben. Fangen Sie an bei Ihrer Hausbank.“

Dr. Ulrike Kluge ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung „Migration und Gesundheit“ sowie Mitarbeiterin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Charité in Berlin. Mit ihrem Vortrag **„Identitäten in Zeiten von Flucht, Vertreibung, Postmigration und Hybridität“** machte sie deutlich, dass „Migration“ das Normale sei. In ihr, so ihre These, werde man erst seiner eigenen Identität gewahr. Aber in die politische Definition von „Migrationshintergrund“, nach welcher alle nach 1949 in die Bundesrepublik Eingewanderten oder hier geborenen Ausländer oder Leute, deren einer Elternteil Ausländer ist, umfasst, würde inzwischen ein Fünftel aller Deutschen fallen. Anders, transkulturell oder interkulturell zu sein – so folgerte die Referentin – ist normal. Es stelle sich dann weniger die Frage nach der Aufnahme der Fremden in ein System, das sie integriert, sondern mehr nach dem Zusammenleben dieser Fremden, von denen wir erkennen, dass wir alle fremd sind. Sie selber, die Psychotherapie mit Anderssprachigen macht, werde sich in der Triade mit den Sprach- und Kulturvermittlern (Dolmetschern) immer wieder selber fremd. Mit solcher Wahrnehmung konfrontiert, bleibe die Frage, ob es möglich sei, ein anderer zu sein. Jedenfalls sei Heterogenität normal.

Wie aber mit (kulturellen) Unterschieden gerade in therapeutischen Situationen umgehen? Antwort: Im therapeutischen Prozess könne eine gemeinsame Symbolbildung und emotionale Sprache entwickelt werden, auch wenn das manchmal vorsprachlich geschehe; Therapie als transkultureller Übergangsraum (in Anlehnung an Winnicott). Sie bezog sich dabei auf Georges Devereux, den Pionier der Ethnopschoanalyse. Devereux lehnte sich in seiner Methode an das Komplementaritätsprinzip der Physiker Werner Heisenberg und Niels Bohr an. Dieser interdisziplinäre Ansatz, den Devereux als „metakulturelle Psychologie“ oder andersherum als „trans-ethnographische Sicht“ versteht, führt ihn zu seinem Entwurf der Ethnopschoanalyse als einem theoretischen Korpus, der die unterschiedlichen Erscheinungsformen von psychischen Störungen in verschiedenen Kulturen integrieren kann. Er geht davon aus, dass kulturelle Daten nur dann relevant werden, wenn sie von einer Person tatsächlich wahrgenommen und als bedeutungsvoll angesehen werden. Ethno-Psychoanalyse ist also eine Disziplin mit Blick auf die Beziehung zwischen Individuum und Kollektiv. So stelle jede ethnographische Untersuchung im Sinne eines zwischenmenschlichen kulturellen Dialogs auch ein Stück Selbsterfahrung dar, mit anderen Worten: eine Dechiffrierung des Eigenen im Fremden und Rekonstruktion des Fremden im Eigenen. Es gebe also in der Analyse sozusagen ein „überkulturelles Hiersein“, führte die Referentin aus, ein wirkliches gegenseitiges Begegnen und Verstehen. Sie sprach von einer „hybriden Identität“. Sie schloss mit einem Zitat des Philosophen Byung-Chul Han und dessen These, dass die Veränderungen, die der kulturelle

Globalisierungsprozess bewirke, einen neuen Kulturbegriff erfordert. Zunehmend lösten sich die kulturellen Ausdrucksformen von ihrem ursprünglichen Ort und zirkulieren in einem globalen Hyperraum der Kultur. Die Kultur wird zu einer Hyperkultur entortet und entgrenzt. Hyperkulturalität reflektiere die Verfassung des heutigen In-der-Weltseins. Ihre Hoffnung für die Zukunft dieser Art des Zusammenlebens äußerte die Referentin auf Nachfrage im Gespräch nach ihrem Vortrag: Sie habe keine Antwort, wohl aber eine „Haltung“, nämlich dass etwas Drittes, Neues, in Sprache und Kultur entsteht, vielfältiger, friedlicher, toleranter, sozusagen ein „überkulturelles Hiersein“.

Der Vortrag von **Dr. Claudia Nagel** zu „**Macht und Magie des Geldes. Die Hintergründe der Finanzkrise**“ kam sozusagen aus dem „inner circle“ des Bankbetriebs. Die Analytikerin, Wirtschaftswissenschaftlerin und Unternehmenschefin setzte steil thetisch ein: Abgesehen davon, dass der „Geisteszustand der Gesellschaft“ sowieso kaum therapierbar sei, ist die Finanzkrise aufgrund einer perversen Entwicklung in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang entstanden, in dem Geld eine Art Fetischcharakter hat. Dieser Fetischcharakter des Geldes lasse sich – anders als im Referat von Klaus Hardt – auf mythisch-magische Ursprünge des Geldes zurückführen. Aufräumen freilich müsse sie mit der allgemeinen Neigung, den Bankern und deren „Gier“ pauschal die Sündenbockrolle in diesem „Spiel“ zuzuweisen. Neben der etymologischen Herleitung des Geldes aus dem Opfer und göttlicher Energie (Göttin Moneta als Göttin der Erinnerung und Ermahnung), dem Gold (ein Schimmer, der schön aussieht und mit dem Göttlichen verbunden hat), gebe es vor allem den Wunsch, sich mit diesem goldenen Göttlichen zu verbinden, wie das Stieropfer (sie zeigte ein Bild, wie heute noch vor der Frankfurter Börse eine Stierstatue steht) zeige, das der großen Mutter Erde gegeben worden sei, als Tauschhandlung sozusagen. Man vergesse heute gern – was aber im Opfer wichtig sei – dass Geld nur dann eine Dynamik habe, wenn man es weg- und hergibt. Geld stehe archetypisch positiv für Aufbewahren und Wandeln; so zeige der Wunsch nach mehr Besitzenwollen die zerstörerische Seite des Geldes. Das werde aktuell in der Neufilmung des Hauffschen Märchens „Das kalte Herz“ besonders deutlich. Das lebendige Herz werde dort gegen einen Stein ausgetauscht. Übertragen: Der Wunsch nach (Geld-) Macht ersetze dann die Beziehungsfähigkeit. Mitgefühl und Empathie blieben auf der Strecke. Vor dieser doppeldeutigen Hintergrundgeschichte suchte die Referentin die Finanzmarktkrise zu verstehen. Sie schilderte im Folgenden die von den USA ausgehenden größeren Verwerfungen im Finanzsystem. Die Immobilienblase sei durch zwei Faktoren begünstigt: Durch niedrige Zinsen und dadurch, dass man politisch gefördert hat, sich Eigenheime kreditfinanziert zu erwerben. Dies führte zu einem Überangebot an Geld, das irgendwie angelegt werden musste. Zauberwort dafür waren die sogenannten „Credit Default Swaps“ oder CDS, wie sie an der abkürzungsbesessenen Wall Street genannt werden.

Diese CDS, die bis 2008 kaum jemand kannte, ähneln Versicherungen – gegen den Ausfall einer Unternehmensanleihe oder eines anderen Kreditpapiers. Eigentlich eine sinnvolle Erfindung, um den globalen Kreditmarkt sicherer zu machen. Doch auf die Details kommt es an. Der Verkäufer eines CDS-Vertrages bietet dem Käufer an, dass er einspringt, wenn ein Kreditnehmer seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommt. Für diese Hilfsbereitschaft in der Not erhält der Verkäufer eine Prämie vom Käufer. Soweit funktioniert es wie bei jeder anderen Art von Versicherung. Einen wesentlichen Unterschied zu herkömmlichen Policen gibt es aber: Weder der CDS-Verkäufer noch der Käufer des Kontraktes müssen das Kreditpapier, das da gegen Ausfall versichert wird, tatsächlich besitzen. Es ist also so, als würde man ein fremdes Haus gegen Brandschäden versichern. Damit hätten diese CDS aber geradezu dazu eingeladen, als Zockerpapiere eingesetzt zu werden. Bei geringem Kapitaleinsatz ließ sich damit auf die Entwicklung der Kreditwürdigkeit von Unternehmen oder auf Markttrends wetten. Dieser Markt sei völlig unreguliert, und niemand habe gewusst, ob sein Vertragspartner im Falle eines Kreditausfalls tatsächlich zahlen kann, alles häufig nur noch für Mathematikgenies durchschaubar. Das Ganze, so konnte man den Powerpointbildern entnehmen, wirkt wie ein Ringelreihen, bei dem das Risiko letztlich im Kreis wandert. Die Referentin suchte dieses Ringelreihen mit dem Perversionsbegriff transparent zu machen, der ja im Kern eine fehlgeleitete Reaktion auf die Begegnung mit Andersheit und Unterschieden beschreibe, mit der Absicht „eine alternative Realität zu schaffen.“ Perversion habe eine „selbstbestätigende Wirkung“, sie habe etwas Suchtartiges. Das Geld sei der Fetisch für diesen perversen Mechanismus. Es sei jedenfalls bei denen, die damit jonglierten, das Gefühl dafür verloren gegangen, dass man als Bank demjenigen, der einem sein Geld anvertraut, rechenschaftspflichtig sei. „Es war egal, wer am Schluss der Kolonne mit seinem überschuldeten Haus und menschlichem Schicksal gestanden hat“.

„Haben wir etwas mit dieser Problematik zu tun?“, so die Schlussfrage. Wir würden dies System mit aufrecht erhalten, wusste die Referentin. Es sei ein perverser Geisteszustand, aber wie herauskommen außer vielleicht durch Selbstreflexion, fragte sie sozusagen ariadnemäßig. „Wie macht man das?“, fragte die Referentin und zwar innerhalb eines angemessenen Zeitraums. „Wenn ich ganz ehrlich bin“, schloss sie, „muss ich sagen, ich weiß es nicht.“

Prof. Dr. Daniel Hell mit seinem Referat **„Die Seele ist tot. Es lebe die Seele“**, suchte gegen das weithin biologistisch ausgerichtete Denken in der akademischen Psychiatrie die Lebendigkeit und das innere Erleben im „Zwischen von Ich und Du“ zu retten, insbesondere dann, wenn sich jemand schämt. Seele stehe eben für das Erleben, was sich auch darin zeigt, dass sich Seele in vielen Sprachen – etwa griechisch psychē – vom lebensnotwendigen Atem ableitet. Seele bezeichne – um die grundlegenden Thesen vorweg zu nehmen – die Einmaligkeit einer Person, ihre Unabgeschlossenheit, aber auch

ihre Kontinuität. Sie stehe für unsere Beziehungsfähigkeit und widersetze sich allem, was uns zu einer Sache oder einem Zweck machen will. Sie gibt uns unsere Würde. Seele also ist kein biologischer oder gar physikalischer Begriff. Tatsächlich sei der Seelenbegriff technisch-naturwissenschaftlich unbrauchbar. Er gehört zu einem anderen Sprachspiel. Wer sich aber auf diesen Begriff einlässt, wird entdecken, dass er eine Dimension vertritt, die für die Lebensführung genauso wichtig ist wie die naturwissenschaftliche Beobachtung. Wir können unser Leben nicht selbstbewusst gestalten, ohne dass wir leibseelisch fühlen. Dieses Erleben „aus erster Hand“ macht es im Zusammenwirken mit der Außensicht erst möglich, dass wir uns selber erkennen, die Konzentration auf „Hirnaktivitäten“ (und von da auf ein bestimmtes Denken zu schließen) allein, genüge nicht.

Die seelische Dimension im Zwischen von Ich und Du werde besonders signifikant, wenn sich jemand schämt: „Der Umgang mit Scham und Beschämung stellt eine Art Nagelprobe in der therapeutischen Arbeit dar.“ Das Schamgefühl gehöre wesentlich zur Beziehungsgestaltung und trägt zur Persönlichkeitsentwicklung bei. Es werde zu Unrecht als negatives Gefühl bezeichnet, wie der Referent am Ende seines Referates in einer Art positiver Neubewertung von Scham darstellte. Damit ließ Daniel Hell das Generalthema der Tagung Seele und Geld eher beiseite. Für ihn sind „Seele und Geld“ Gegensätze: „Geld ist ein Hinweis auf eine Sache, während Seele ein Symbol für das Erleben ist“. Diesen symbolischen Charakter der Seele finde man bereits bei Heraklit beschrieben: „Die Grenzen der Seele, soweit du auch gehst, wirst du nicht erreichen, und ob du jegliche Straße abschnittest, so einen tiefen Sinn hat sie“.

Dabei möchte Hell hervorheben:

1. Seele sei nicht wie eine Substanz zu verstehen, die dann dem Leib entgegengesetzt ist (Substanzdualismus). „Seele impliziert, dass es verschiedene Zugänge zu Menschen gibt, wie etwa Beobachten/ Messen und Mitfühlen/ Anteilnahme“ (Aspekt dualismus). Es gehe sozusagen um eine Perspektive der ersten (Innensicht) und der dritten Person (Außensicht). Das seien Zugangsweisen, die man nicht gegeneinander ausspielen könne.
2. Die Seele hat in der reinen Naturwissenschaft keinen Platz, weil „der methodische Zugang auf äußeren Beobachtungen beruht.“ Hingegen sei in Medizin und Psychotherapie die Einfühlung und die zwischenmenschliche Begegnung wichtig. „Mit einem Gehirn kann man nicht Mitleid haben“. Es sei wichtig, aber es gehe eben nicht im Seelischen auf.
3. Die Seele sei vergegenständlicht und damit eliminiert worden. Psychologie ohne Seele schaffe in der Heilkunde Probleme. Mit dem Philosophen Wittgenstein und dessen Haltung zu einem anderen Menschen: „Meine Einstellung zu ihm ist eine Einstellung zur Seele. Ich habe nicht die Einstellung, dass er eine Seele hat.“

Mit Beginn der Neuzeit gebe es die Tendenz, an die Stelle von „Seele“ lieber das „Selbst“ zu setzen, eine Folge der Aufklärung, aber bereits ein Vergleich von Seele und Selbst zeige, dass dies nicht identisch ist. Die Seele sei lebendig, spürbar, warmherzig, das Selbst hingegen geistig, dehnbar, also eher ein funktionelles Symbol, wie die Begriffe Selbstbehauptung, Selbstverwirklichung, Selbstoptimierung zeigten. Es brauche aber ein Selbst-Erleben, das seelischer und nicht funktionaler Art ist. „Das Selbst braucht die Seele. Es brauche das leibseelische Empfinden und die zwischenmenschliche Beziehung.“

Da in der therapeutischen Beziehung die Seele Gewicht hat, wählte der Referent, Schamgefühl und den Schamprozess aus, sozusagen als „beseeltes Selbst“. Im Schamerleben spüre ich, ich bin anders als die Anderen. Das heißt: Das Schamgefühl macht meine Ich-Grenzen bewusst, wirft mich aber auch auf mich selbst zurück ohne den Mitmenschen aus den Augen zu verlieren, es lässt erröten, braucht Schonung, macht Differenzen spürbar und kann Identitätskrisen auslösen. Dabei gelte es, Scham von Kränkung abzugrenzen: „Sie sind so verschieden wie Demütigung und Demut“. Gekränktsein löse Wut aus, lasse Leere empfinden, kann zur Verbitterung führen und sei „kein echtes Gefühl“. Scham hingegen sei Taktgefühl. Entscheidend sei, wie damit umgegangen wird. In der Scham nehme ich, anders als in der narzisstischen Kränkung, Abstand von meinen eigenen Allmachtsvorstellungen. Scham als „Türhüter des Selbst“, weise darauf hin, dass man gefährdet ist. Therapeutisch Arbeitende also brauchten Schamtoleranz (statt Schamabwehr oder Beschämung), Empathie für Schamerleben (Mitfühlen statt Bewerten), Beachten von Schamauslösern und volle Stützung, wenn Schamerlebnisse erinnert werden.

Hell schloss mit einem aktuellen Zitat der amerikanischen Essayistin Marilynne Robinson: „Wir sprechen über das Ich und die menschliche Beschaffenheit des Geistes heute auf eine Art, die den Reichtum dessen, was die Menschen im Lauf ihrer Geschichte hervorgebracht hat weitgehend ausklammert. Damit verleugnen wir den unermesslichen Reichtum des menschlichen Erbes und erleben nichts anderes als die Kriegszonen, in denen Museen und Tempel zerstört werden. Ich liebe die Naturwissenschaften, aber ich habe nichts übrig für einen Reduktionismus, der sich etwa darin zeigt, dass ein Denker wie Bertrand Russell auf der Basis der nicht sonderlichen fortschrittlichen wissenschaftlichen Erkenntnisse des Jahres 1935 behauptete: Es gebe kein Ich, keine Seele und vor allem natürlich keinen Gott. In meinen Augen hat ein wirklich erfülltes Leben mit einer viel umfassenderen Ehrfurcht zu tun.“

Prof. Dr. Traugott Roser (Münster), praktischer Theologe, Pfarrer und Hochschullehrer, wollte sein Thema „**Spiritual Care – psychische, ethische und ökonomische Aspekte**“ zunächst nur als organisatorischen Beitrag begreifen. Er selber komme aus der Palliativversorgung. Das sei ein „Glücksfall“ gewesen für Therapie und Seelsorge, denn diese

Konzepte seien anschlussfähig für Anthropologie, Ethik und Gesundheitswesen. Man versuche Spiritualität als integralen Anteil des Behandlungskonzeptes zu begreifen und das bestehe nicht nur aus der palliativen Versorgung, sondern eben auch in dem Versuch, im weitesten Sinn die Lebensqualität eines Patienten zu erhalten und zu verbessern. Palliativmedizin sei nicht nur Sterbebegleitung, sondern – und das sei für Seelsorge neu gewesen – „Ansatz zur Verbesserung der Lebensqualität von Patienten und Familien, die mit Problemen konfrontiert sind, welche mit einer lebensbedrohlichen Krankheit einhergehen. Das geschieht durch Vorbeugen und Lindern von Leiden, durch frühzeitige Erkennung, sorgfältige Einschätzung und Behandlung von Schmerzen so wie anderen Problemen körperlicher, psychosozialer und spiritueller Art“, so die Weltgesundheitsorganisation. Palliativmedizin wolle psychologische und spirituelle Aspekte der Behandlung integrieren. Es gehe also um ein umfangreiches Integrationsgeschehen, das auch zur Diffusion führen könne, weil nicht mehr deutlich ist, wer wann wo durch wen, in wessen bezahlter Arbeitszeit und zu welchem therapeutischen Zweck jeweils verantwortlich ist im Bereich von Körper, Sozialem, Seelischem und Spirituellem. Diese Integration spiritueller und organisatorischer Aspekte der Behandlung will also organisiert sein. Sie müsse die begrenzte Kraft der Patienten berücksichtigen. Und wie schnell könne man ein schambesetztes Thema unprofessionell zerstören (Beispiel Verstopfung). Also: Ärzte, Psychologen und Seelsorger „sollen unabhängig von eigener Einstellung sensibel mit spirituellen und religiösen Einstellungen ihrer Klientinnen umgehen und wo immer möglich mit Seelsorgenden zusammenarbeiten.“ Spiritualität gehöre zum Wohlbefinden des Patienten. Das englische „Wellbeing“ sei eben nicht Wellness, sondern ein Begriff, der nach einem gerechten Gesundheitssystem verlangt.

Dabei habe es „Spiritual Care“ der Sache nach bereits bei Luther und seinem Umgang mit der „Schwermut“ bei einer Mitbewohnerin gegeben, unter der er selber gelitten hatte. Er habe Singen von Psalmliedern als Antidepressivum empfohlen, er habe mit den Psalmen, die zu 80% Klage sind, die Krankheit nicht klein geredet, sondern diagnostiziert. Und er habe – vorweggenommene Bindungstheorie – eine neue transformierende Bindung als therapeutische Chance gesucht an den, der „Ich bin da“ sagt und er habe Christus als Instanz zur „Anrufung“ gefunden. Das Ganze sei ausgedrückt in dem Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“, ein vorweggenommenes Antidepressivum, meinte Roser.

Jeder Mensch nämlich sei, so Roser, spirituell. Denn deren Hauptelemente seien Sinnsuche, Selbsttranszendenz und Gemeinschaft. „Spiritualität ist das, was der Patient dafür hält.“ Dabei bestehe individuelle Spiritualität häufig aus einem „Patchwork verschiedener kultureller, ethnischer und religiöser Einflüsse, die im Lauf einer Biographie an Einfluss gewinnen und wieder verlieren“, häufig übrigens in Lebenskrisen, wenn die Nahtstellen der Patchworkspiritualität brüchig werden. „Unter Spiritualität verstehe ich das“, habe der Philosoph Foucault geschrieben, „was sich präzise auf den Zugang des Subjekts zu einer Seinsweise und zur Transformation bezieht,

die das Subjekt selbst vollziehen muss, um diese Seinsweise zu erreichen.“ Deswegen warne er auch vor „Pastoralmacht“. Pastoren seien machtverdächtig, sie stehen in der Gefahr eines hierarchischen Gefälles. Deswegen gehe es um eine achtsame und geschützte Begleitung und gesteigerte Form von Selbstsorge. Menschen sorgen sich bis zuletzt um das, was ihnen „heilig“ ist, schloss Roser. Darauf könne man vertrauen.

Den Abschluss machte der launige Vortrag von **Prof. Dr. Jochen Hörisch**, Literatur- und Medienwissenschaftler aus Mannheim mit dem Verhältnis von Rationalität und „**Ir/Rationalität des Geldes**“, zwischen Zählen und Erzählen, dort, wo Buchstaben und Zahlen zusammengebracht werden. Geld habe eine seltsame (vielleicht irrationale) Nähe zum Glauben, zur Sexualität und auch zum Verrückten. Hörisch begann mit der Affinität des scheinbar so rationalen Geldes zur Theologie. Das machte er sprachlich deutlich: „Ich habe nicht genug Geld, also nehme ich einen Kredit auf. Das komme ersichtlich von „Credo“. „Ich bin Schuldner und wenn ich Schulden habe, habe ich auch einen Gläubiger“, also „erlöse uns von unserer Schuld“ etc. Wenn ich mit dem Geld ordentlich wirtschaftete erziele ich einen „Erlös“ und der nahe liegende Parallelbegriff sei eben Erlösung, d.h. von den irdischen Sorgen befreit zu sein, wenn ich diesen Erlös erzielt habe. Sollte ich Pleite gehen und nicht zurückzahlen können, müsse ich einen „Offenbarungseid“ leisten. Dann habe ich vielleicht falsch kalkuliert und wäre mit meinem Produkt besser „auf die Messe“ gegangen.

Fazit: Die gesamte Rhetorik des Wirtschaftsgeschehens sei also theologisch affin, bis hin zur Theodizeefrage. So werde die „strafende Hand Gottes“, heute als „Beben an den Finanzmärkten“ erlebt, wie weiland das Erdbeben in Lissabon. Die leitende Metapher sei dann fast identisch, ob wir nun in der „Hand Gottes“ seien oder der „unsichtbaren Hand des Marktes“. Die Grundbegrifflichkeit der Ökonomie also ist theologisch. Man könnte fast sagen, die Wirtschaftswissenschaftler seien die Theologen von heute. Bis hin zu den „Konfessionsstreitigkeiten“ der „Wirtschaftsweisen“.

Zwar sei Geld rational rechenhaft, aber die narrativ und emotional hochgeladene Aufladung von Zahlen zeige eben, wie theologieaffin das Geld heute sei, ein Grund vielleicht dafür, warum der Kapitalismus gerade in der westlichen Welt solche Dynamik entfaltet habe, bis hin zur Wandlung, wenn man Geld in eine gute Mahlzeit verwandelt. Diese Transsubstantiationskraft des Geldes nehme man aber gar nicht mehr als Parallele zur Eucharistie wahr. „Man muss also dran glauben, dass auch die anderen glauben und wenn keiner mehr daran glaubt, müssen alle dran glauben“.

Viel gelacht wurde dann im zweiten Teil des Vortrags, als Hörisch die Affinität des Geldes in seiner Rationalität und Irrationalität zum heikleren semantischen Feld der Erotik und Sexualität vorführte. So sage man völlig unschuldig, ein Unternehmen sei „potent“, aber leider sei seine Bilanz „eingeknickt“. Zum Wiederaufrichten könne man eine Geldspritze brauchen, damit das Geld sich wieder vermehren und frucht-

bar eingesetzt werden kann um auch Gläubiger zu befriedigen“.

Das sei alles nicht nur Assoziationsgeklingel, denn dies Allzuvertraute sei nicht wahrgenommen weil unheimlich. Das habe besonders Goethe in seiner Faustdichtung erkannt, der sei ja Finanzminister gewesen, sein Schwager Schlosser hatte gerade Adam Smith übersetzt in Weimar um 1800, wie man bei Binswanger nachlesen könne. Faust und Mephisto erfinden das Papiergeld nach dem Bild von Adam Smith, als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, wie Smith meinte. Das Motiv nehme Goethe in Faust 2 wieder auf in der berühmten Mummenschanzszene. Sehr sexuell aufgeladen, besonders in der Mutterszene, dem Reich der Mütter. Faust bekommt den Schlüssel zu Uterus. „Das kleine Ding“, fass ihn an, sage Mephisto. Faust: Er wächst in meiner Hand etc. Der jedenfalls „führt Dich zu den Müttern“. Das eben sei der heikle und aufregende Punkt bei allen Affinitäten des Geldes, dass es das Nichtgleiche gleichsetze, sozusagen sei das die Geburt der wissenschaftlichen Rationalität aus dem Geist des Geldes. Schlussfrage: Wie stark solle man versuchen, die gezeigten irrationalen Dimensionen des Geldes zu domestizieren und zu handhaben? Die kapitalistische Geldwirtschaft funktioniere wahrscheinlich so gut oder auch schlecht, weil sie Verrücktheiten zulässt. Geld sei zudem grundsätzlich ein friedliches Medium und habe auch pazifizierende Macht, es sei nur falsch verteilt, schloss der Referent die Tagung.

Wolfgang Teichert

ANKÜNDIGUNG DER ARBEITSTAGUNG 2017

vorläufiges Leitthema:

Böse und Gut – Vom Umgang mit Urkräften

Datum: Sonntag, 29. Oktober 2017 bis
Donnerstag, 02. November 2017

Tagungsort: Stadttheater in Lindau am Bodensee

Eingeladene: Ärztinnen / Ärzte, Psychotherapeutinnen / Psychotherapeuten, Psychologinnen / Psychologen, Pfarrerrinnen / Pfarrer, Pädagoginnen / Pädagogen, Juristinnen / Juristen, Pastoralreferentinnen / Pastoralreferenten, Seelsorgerinnen / Seelsorger, Sozialarbeiterinnen / Sozialarbeiter, alle Pflegekräfte, alle im Heilberuf Tätige, Angehörige psychosozialer, helfender und heilender Berufe, alle, die beruflich mit Menschen arbeiten

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformularen wird im Frühsommer 2017 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Unser Tagungsband 2015 ist erschienen: „Dazugehören und sich abgrenzen“ mit einem Vorwort von Peer Abilgaard (Patmos-Verlag).

Unser Tagungsband 2016: „Seele und Geld – Chancen und Risiken einer vielstimmigen Identität“, Herausgeber: Christiane Neuen, Brigitte Dorst und Wolfgang Teichert können Sie bei Christine Bauer unter der E-Mail-Adresse: info@psychosozial.de vorbestellen.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten den Tagungsband kostenlos zugesendet.

Die Vorträge unserer Tagung 2016 können außerdem als CD oder DVD über Auditorium Netzwerk, Hebelstraße 47, 79379 Müllheim / Baden, Tel.: 07631/938690, oder per E-Mail: info@auditorium-netzwerk.de bezogen werden.

Tagungstermin 2018

Sonntag, 28. Oktober bis Donnerstag, 1. November
